

# Malves Mitgift.

Roman von Curt Harmsdorf.

(6. Fortsetzung.)

„Du weisst nicht, wie ich mich nach Dir geseht habe, mein Herzweib,“ sagte er, „und nur die Freude war es, die mich für einen Moment überwältigen wollte. Nun ist ja das Schlimmste überstanden und nun wird alles wieder gut.“

„Ja, es wird alles wieder gut werden,“ wiederholte sie mit der matten, tonlosen Stimme, deren veränderter Klang etwas so unlagbar Beängstigendes für ihn hatte. „Ich bin ja auch ganz ruhig und gefasst. Und deshalb brauche ich mir nichts zu verschweigen. Du kannst mir alles sagen. Ich verstehe Dich, Herzweib, es wird mir nichts schaden.“

Er wollte ausweichen, wollte sie auf eine spätere Stunde vertrösten, aber der Ausbruch der Unruhe auf ihrem Gesicht und das unsteife Klackern in ihren Augen mußten ihn darüber belehren, daß er nicht gut daran that, ihrem Verlangen nachzugeben.

„Es ist so wenig, was ich Dir sagen könnte, mein Herz! Ich selbst habe ja nur kurze Nachrichten erhalten!“

Ungläubig bewegte sie den Kopf. „Du kannst mich nicht täuschen, Bernd! Ich weiß recht, daß ich schon seit vorgestern in diesem Hause bin, und es ist unmöglich, daß Du nicht inzwischen alles erfahren haben solltest.“

Wenn Du nicht willst, daß die Ungewissheit mich noch tränkter macht, mußt Du mir's sagen. Papa ist tot und er ist freiwillig aus dem Leben geschieden — das brauchst Du mir nicht mehr zu verheimlichen. Das weiß ich ja aus der Depesche Deines Vaters. Aber auch das andere, was in jener schrecklichen Depesche stand — es ist die Wahrheit, nicht wahr? Sei barmherzig, Bernd, und lasse mich's wissen.“

„Wie sollte ich beurtheilen können, was daran wahr ist und was Fiktion ist. Jedenfalls ist Dein unglücklicher Vater ein Opfer der jetzt in ganz Deutschland herrschenden wirtschaftlichen Mißverhältnisse geworden. Und wenn er in Wahrheit nicht frei von Schuld sein sollte, so hat er diese Schuld sicher schwer genug gebüßt.“

„Und Mama? Und Sigrid? Wie haben sie es getragen? Es ist so furchtbar, daß ich nicht bei ihnen sein kann.“

„Du wirst sie bald wiedersehen, mein Lieblich! Gedulde Dich nur noch kurze Zeit und halte vor allem den Kopf aufrecht. Gewiß wird sich bis auf dies eine, was nicht mehr ungeschehen zu machen ist, alles noch zum besten wenden.“

„Für mich wird es wohl gut werden, Bernd,“ sagte sie, indem sich ihr Blick mit einem ganz unbefriedigend traurigen Ausdruck zur Decke des Zimmers erhob. „Aber Sigrid ist noch so jung, und ich fürchte, sie hat jetzt niemanden, der ihr zur Seite steht. Darum möchte ich Dich von ganzem Herzen bitten, Liebster, noch heute abzureisen. Ich werde erst ruhig sein, wenn ich Dich bei meinen Angehörigen weiß. Ich bin ein Weib und gehöre nicht der Welt, sondern meiner Familie an.“

„Aber wie soll ich es über's Herz bringen, Dich einfach hier zurückzulassen? Du hast ja hier in dem fremden Lande keinen Menschen.“

„O, ich bin gut aufgehoben, Bernd! Man behandelt mich hier so gültig. Und ich verspreche Dir, daß ich ganz tapfer sein werde, wenn ich Dich nur bei den Meinigen weiß. Wenn Du erst entschlossen gemordet bist, wirst Du ja auch zu mir zurückkehren.“

Er machte noch weitere Einwendungen, denn, seitdem er Malve wieder gesehen, war es ihm fast unmöglich erschienen, sich von ihr zu trennen. Aber er sah, daß seine Weigerung sie aufregte. Und so versprach er endlich, da sie immer wieder in ihn drang, ihren Wunsch zu erfüllen.

Die Krankenschwester, ein schönes, großes, blondes Mädchen, dem man die vornehme Herkunft an den Augen ablas, trat jetzt in das Zimmer der Kranken und winkte Bernd mit den Augen, daß es an der Zeit sei, die Unterredung zu beenden.

Er stand auf und beugte sich über sein junges Weib.

„Soll ich meine Abreise nicht wenigstens bis auf morgen verschieben, mein einziges Lieb, ich werde Dich dann beruhigter verlassen können.“

Aber sie schüttelte traurig den Kopf, und um ihre Lippen zuckte es, als ob ihr das Weinen nahe sei.

„Wenn Du mich lieb hast,“ flüsterte sie, „mußt Du noch heute gehen. Ich habe keine ruhige Stunde, so lange ich meine Mutter und Schwester so verlassen weiß. Und Du wirst mir ja täglich einen langen, langen Brief schreiben. Dann werde ich mir einbilden, daß Du hier an meinem Bette sähest und mir das alles selbst erzähltest. Ach Bernd, ich habe meine gute Mutter so lieb, darum gehe zu ihr und tröste sie, ich bin jung, doch sie bedarf mehr wie ich des Trostes.“

Da gab er jeden weiteren Widerspruch auf und küßte seine junge Frau zärtlich auf Stirn und Augen. Diese Familienliebe that ihm wohl. Die Welt ist so groß und kalt, und

wo die Treue aufhört gegen die Nächsten, da steht vereinsamt das Menschenherz.

„Da Du es durchaus willst, Malve, so mag es denn sein. Aber ich werde nicht länger als ein paar Tage fortbleiben. Wenn Deine Angehörigen sich zu einsam und verlassen fühlen, bringe ich sie mit hierher.“

Malve gab keine Antwort. Und Bernd sah mit Bestürzung, daß ihr Gesicht sich eigenthümlich verzerrte. Ihre Züge, die eben noch einen gespannten, fast lebhaften Ausdruck gehabt hatten, wurden schlaff und ihre Augen blicken halb geschlossen.

„Es ist Zeit, mein Herz, daß Sie gehen,“ flüsterte die Pflegerin ihm in französischer Sprache zu. „Die Patientin ist erschöpft. Und wir dürfen Sie nicht hindern, einzuschlafen.“

Sie gab dem Eisumschlag auf Malves Kopf eine andere Lage und rüdte mit gewandten, behutsamen Fingern das Kissen zurecht. Bernd stand noch eine kleine Weile unentschlossen, dann aber raffte er sich zusammen und ging. Draußen begegnete er dem leitenden Arzt des Krankenhauses, und an ihn richtete er die Frage, ob er sich ohne Besorgniß auf einige Tage von Stockholm entschicken dürfe. Die Antwort lautete ermutigender, als er selbst zu hoffen gewagt hatte.

„Ich glaube, diese Frage mit gutem Gewissen bejahen zu dürfen. Es scheint, daß wir es nicht mit der schwersten Form der Krankheit zu thun haben. Und selbst wenn diese Voraussicht eine irrige sein sollte, ist für die nächsten Wochen kaum etwas zu fürchten. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß wir in der zermürbten Natur der Patientin eine vortheilhafte Bundesgenossin haben und ich zweifle nicht, daß wir Ihnen Ihre Gattin gesund zurückgeben werden.“

Diese Erklärung gab für Bernd den Ausschlag. Jetzt würde er es für sich selbst Egoismus gehalten haben, wenn er sich der Erfüllung seines Malve gegebenen Versprechens entzogen hätte. Und nicht ihr allein, sondern auch seinem armen Schwiegervater dabei in Deutschland hatte er ja ein Selbstbild abgelegt. Die Familie des Geheimraths sollte mit dem Tage seiner Hochzeit auch die seine sein, und er wollte jetzt sein Versprechen auch einlösen.

Bernd rüstete sich zur Abreise mit dem festen Entschluß, allen Rücksichten und feindseligen Einflüssen zum Trost sein Wort zu halten, wie es einem Manne von Ehre, einem Offizier und Edelmann gezieme.

Ein trostloser Landregen rann in gleichmäßigen, dünnen Fäden vom bleigrauen Himmel hernieder, als Bernd von Degerndorf das Bahnhofsgebäude verließ und die Droschke bestieg, die ihn in seine alte Wohnung bringen sollte. Hundertmal während dieser langen, entsehligen Wehreise hatte er seinen Entschluß bereut, und oft genug war er nahe daran, umzukehren, um an des Krankenlager seiner jungen Gattin nach Stockholm zurückzukehren. Aber er war doch standhaft geblieben und jetzt, wo er sein Ziel erreicht hatte, war er dieser Standhaftigkeit froh. Denn es war ihm inzwischen immer mehr zur Erkenntniß gekommen, daß es hier unabwiesbare Pflichten zu erfüllen gälte, die durch jeden Aufschub nur schwerer und peinlicher werden konnten.

Er hatte seinen Burschen durch eine vorausgeschickte Depesche angewiesen, ihn in der Wohnung zu erwarten, und die erste Frage, die er an den verlegenen dreinschauenden, jungen Menschen richtete, war eine Frage nach inzwischen eingelaufenen Telegrammen. Denn er hatte die Leitung des Stockholmer Krankenhauses ersucht, ihm zweimal täglich Nachricht zu eben über das Befinden seiner Frau. Es lagen denn auch richtig schon zwei Depeschen auf dem Schreibtisch, und sie meldeten beide, daß bisher keine wesentliche Veränderung im Befinden seiner Gattin eingetreten und kein Anlaß zu Besorgnissen vorhanden sei.

Bernd schrieb ein paar Wort nieder, die Malve seine glückliche Ankunft anzeigen und schiedte den Burschen damit zum Telegraphenamt. Dann klebete er sich eilig um, nicht in Uniform, sondern in einen Zivilanzug. Denn sein erster Besuch sollte ja der Mutter seiner Gattin gelten, und das natürlichste Taktgefühl mußte ihm verbieten, dort in seinem Soldatenrock zu erscheinen.

Es begann schon zu dunkeln, als er die teppichbelegte Treppe zur Wohnung seiner Schwiegermutter erporstieg. Schon der sonderbar neugierige Blick, mit welchem der Pförtner ihn gemustert, hatte ihn unangenehm berührt. Es war doch etwas Peinliches um das Bewußtsein, plötzlich der Gegenstand häßlichen Interesses für die breitesten Oeffentlichkeit geworden zu sein. Obwohl der Pförtner ihn respektvoll wie immer begrüßt hatte, war dem Freiherrn unter seinem forschenden Blick das Blut ins Gesicht gestiegen. Und doch mußte er sich sagen, daß ihm wahrcheinlich noch viele peinlichere Dinge bevorstanden,

als Nabelstiche von so geringfügiger Art.

Er klingelte und nach einer kleinen Weile wurde ihm geöffnet. Aber es war nicht der Diener, der ihn empfing, sondern eines der Mädchen, eine ältliche Person, die schon seit einer langen Reihe von Jahren im Dienst der Familie stand. Sie war schwarz gekleidet, und ihrem Gesicht war es anzusehen, daß sie geweint hatte.

„Ach, mein Gott, der Herr Oberleutnant!“ rief sie ganz erschrocken, als sie Bernd von Degerndorf erkannte. „Wie gut, daß Sie endlich gekommen sind! Ich will gleich hinein, es dem gnädigen Fräulein zu sagen.“

Kaum eine Minute später stand Sigrid vor ihm. Wäre er seiner jungen Schwägerin unermüthet an irgend einem anderen Ort begegnet, so würde er sie im ersten Augenblick kaum erkannt haben. Es war nicht das schmutzige, schwarze Trauerkleid allein, das diese Veränderung bewirkt hatte. Ihr Haar, das sich sonst in luftigen Locken über der Stirn und an den Schläfen kräuselte, war glatt gestrichen und ließ ihren Kopf dadurch noch kleiner und kindlicher erscheinen. Ihr Gesicht aber hatte gar nichts Kindliches mehr. Es war schmaler und zugleich charaktervoller geworden. Leichte Schatten lagen unter den Augen und die Mundwinkel waren ein wenig herabgezogen. Mehr noch als Gram und Herzeleid spiegelte sich auf diesem Gesichte die herbe Entschlossenheit, die aus jenem Herzeleid erwachsen war.

„Ich ahnte, daß Du kommen würdest, Bernd,“ sagte sie einfach. „Bitte, tritt ein.“

Er folgte ihr in den Salon, dessen seidene Polstermöbel von grauen Leinwandüberzügen verhüllt waren. Auch über die Marmorgруппen in den Ecken waren ähnliche Hüllen gebrannt. Obwohl es bereits stark dämmerte, machte Sigrid doch kein Licht.

„Daß Du hier bist, ist ein günstiges Zeichen für Malves Befinden, nicht wahr? Denn Du wirst sie nicht allein gelassen haben, wenn sie in Gefahr wäre.“

Erst jetzt kam er dazu, ihre Hände zu ergreifen.

„Ja, es geht ihr den Umständen nach erträglich und die Ärzte haben mir versichert, daß für ihr Leben nichts zu fürchten sei. Aber Du, meine liebe Sigrid, wie hast Du alles ertragen?“

„Wie man eben ertragen muß, was man nicht hindern kann, Bernd. Daß ein Mensch so viel aushalten kann, hätte ich vorher freilich nicht geglaubt. Nun aber ist das Schlimmste doch wohl vorüber.“

Er war überrascht von dem eigenthümlich harten Klang in ihrer Stimme und von der Leblosigkeit, mit der ihre kleinen Hände in den seinen lagen. Wie viel mußte diese lebenspriehende, junge Mädchen gelitten haben, um bis zu einem solchen Zustande innerer Gleichgültigkeit zu gelangen.

„Das wollen wir hoffen,“ erwiderte er, „denn jetzt ist wenigstens ich da, um Dir beizustehen. Und die Mama? Hat auch sie sich inzwischen etwas erholt?“

Sigrid schüttelte den Kopf.

„Ich fürchte, sie wird es niemals erwinden. Erst jetzt habe ich erkannt, wie innig sie den Papa geliebt hat. Ich hätte sie unter allen Umständen daran verhindern müssen, heute mit mir, den Friedhof zu fahren, denn jetzt ist sie ganz gebröckelt.“

„Auf den Friedhof?“ fragte er. Die Beisehung ist also schon erfolgt?“

„Wusstest Du das nicht? Ja, wir haben den armen Papa heute begraben. Aber frage mich nicht darüber — ich bitte Dich von Herzen darum!“

Ihre Stimme wollte nun doch versagen, und Bernd glaubte jetzt auch zu verstehen, weshalb sie mit ihm lieber im Handbuntel blieb. Er sollte a-ant sehen, wie schwer es ihr fiel, diese äußerliche Fassung zu wahren.

Seinen Arm sankt um sie legend, zog er sie neben sich auf das Sofa nieder.

„Meine tapfere, kleine Sigrid! Meine liebe Schwester! Denn von nun an sollst Du mich als Deinen Bruder ansehen. Du und Malve und ich, wir wollen treulich zusammenhalten. Und es müßte doch wunderbar zugehen, wenn wir den Kampf mit dieser herzlosen Welt nicht siegreich beständen.“

Er bearst nicht, weshalb sie sich ihm plötzlich entzog.

„Ich danke Dir für die gute Absicht, aber Du solltest noch nichts derartiges versprechen. Hast Du Dich denn über die Verhältnisse unterrichtet? Hast Du seit Deiner Ankunft mit irgend jemandem darüber gesprochen?“

„Nein, ich habe direkt vom Bahnhof in meine Wohnung und von dort hierher. Aber mit wem ich auch immer gesprochen haben könnte, welchen Einfluß sollte das auf unser inniges Verhältniß zu einander haben?“

„Sie vermied es, ihm eine direkte Antwort zu geben; aber nach kurzem Schweigen sagte sie:

„Du weisst wohl noch nicht, Bernd, daß wir arm sind — ganz arm — verlassen werden, ohne etwas anderes mitzunehmen, als die Kleider, die wir auf dem Leibe tragen.“

„Was für eine Idee ist das, Sigrid! Wer hat es über's Herz gebracht, Dich durch eine so wahnsinnige Vorstellung zu erschrecken?“

„Es ist nicht wahnsinnig, sondern höchst wahrscheinlich, so wie ich es Dir sage. Ich habe mit Leuten gesprochen, die es wissen müssen und sie haben mir übereinstimmend erklärt, daß man über kurz oder lang hier alles mit Beschlag legen würde, um sich an Pappas Nachlaß wenigstens theilweise schadlos zu halten für die Verluste, welche die Aktionäre der Bank durch seine Schuld erlitten haben sollten.“

„Angenommen selbst, daß es so wäre, müßte man dazu doch erst den Prozeßweg beschreiten, und man würde schwerlich berechtigt sein, auch alles zu nehmen. Jedenfalls hast Du noch nicht die mindeste Veranlassung, meine liebe Sigrid, Dich wegen dieser Dinge zu beunruhigen. Vorläufig denk doch ganz gewiß niemand daran, auch von hier zu vertreiben.“

„Glaubst Du, daß wir es darauf ankommen lassen werden? Wenn die Leute mit ihrer Forderung im Recht sind — und sie müssen wohl im Recht sein, da alle Welt es doch beauptet — so ist es ganz selbstverständlich, daß ihnen alles ausgeliefert wird, was wir besitzen. Und je schneller es geschieht, desto besser ist es für uns. Sobald das Befinden Malves es gestattet, werden wir uns eine Zufluchtsstätte suchen, am liebsten weit von hier in irgend einer kleinen Stadt.“

„Ist das auch die Meinung Deiner Mutter, Sigrid?“

„Jawohl. Sie ist darin ganz mit mir einverstanden. Man soll nicht von uns sagen dürfen, daß wir von — von fremdem Gute leben.“

Bernd war zusammengefahren, als ob ihm jemand einen Schlag versetzt hätte. Nichts hatte ihm die ganze Trostlosigkeit der Situation in einem so grellen Lichte gezeigt, als dies Wort, das mit selbstqualerlicher Erbarmungslosigkeit die Dinge beim rechten Namen nannte. Er wußte nicht, was er ihr antworten sollte. Aber war es denn nicht überhaupt ein Verbrechen, mit diesem Kinde über solche Dinge zu reden.

„Wißt Du nicht, Deiner Mutter sagen, daß ich da bin?“

„Es würde in diesem Augenblick kaum einen Eindruck auf sie machen, Bernd! Und Du würdest sie doch nicht sehen können. Ich darf Dich heute nicht zu ihr lassen, und ich muß jetzt auch zu ihr zurückkehren, denn ich habe keine Ruhe, wenn ich sie allein weiß.“

Sie war aufgestanden und er folgte ihrem Beispiel.

„Ich werde also morgen wiederkommen. Und Du versprichst mir, liebe Sigrid, daß ich nichts thun werde, ohne euch mit mir zu berathen. Hier steht zu viel auf dem Spiele, als daß ihr der ersten Eingebung folgen dürft, wäre sie auch noch so edel und hochherzig.“

„Wenn es der Verzicht auf den Nachlaß des Pappas ist, den Du damit einsest, so kommt Deine Wohnung zu spät. Die Mama hat schon gestern an den Aufseher der Handwerksbank geschrieben, daß sie den Aktionären alles zur Verfügung stellt, was sie besitzt.“

Er erschrak, und doch war er in Verjuchung, dem tapferen Mädchen, das er bisher so wenig gekannt hatte, bewundernd die Hände zu küssen.

„Sie that es auf Deine Veranlassung, Sigrid?“

„Sie würde es nach ruhiger Ueberlegung auch aus eigenem Antriebe gethan haben. Sei unbesorgt; ich bin gewiß, daß es ihr niemals leid werden wird.“

Dieselbe Zurückhaltung, die sie ihm während ihres ganzen Gesprächs beigeigt hatte, lag auch in der Art, in der sie sich von ihm verabschiedete. Er fühlte deutlich genug das Mißtrauen, das sich dahinter verbarg. Aber er hielt es nicht für angebracht, ihr die Grundlosigkeit desselben anders als durch Thaten zu beweisen.

Wenn er vorher in seinen Entschlüssen noch schwankend und ungewiß gewesen war, so hatte die kurze Unterredung mit Sigrid ihm klar und bestimmt den Weg vorgezeichnet, den er zu gehen hatte. Und fühlte er sich gewappnet, seinem Vater gegenüberzutreten, und ohne Zögern lenkte er seine Schritte nach dem Hotel, wo er sicher war, ihn zu finden.

Befehlte Ermahnung.



— „Schämst du dich denn nicht, du großer Junge, daß du deine kleine Schwester schlafst?“

— „Ach wat, nich in de Tüte; Vater schämt sich ja noch nich, wenn er mir verhaut!“

— Ja, ich mußte sie schwertrank in Stockholm zurücklassen. Aber die Ärzte sagen, es sei keine unmittelbare Gefahr für ihr Leben.“

Etwas eigenthümlich Verhalten und Gezwungenes war in Rede und Gegenseinde gewesen und sie hatten einander dabei nicht in die Augen gesehen.

Nun erst wandte sich Bernd seinem Vater zu. Der Händedruck, den sie tauchten, war vielleicht nie vorher tiefer und flüchtiger gewesen als bei diesem Wiedersehen.

„Guten Abend, lieber Vater!“

„Guten Abend, Bernd! Ich dachte mir's wohl, daß Du dir's überlegen und doch noch kommen würdest. Nimm bitte Platz und trinke ein Glas Wein. Du siehst angegriffen aus. Natürlich, Du bist Tag und Nacht gefahren.“

„Ja.“

„Es muß eine beschwerliche Reise gewesen sein. — Kellner — noch ein Glas! — Aber, was heißt das, Lydia? Du willst doch nicht gehen?“

„Ich habe eine dringende Befragung zu machen, lieber Vater! Vielleicht sehe ich Dich später am Abend noch auf ein Viertelstündchen.“

Sie hatte sich erhoben, und wie sie jetzt zwischen den beiden Herren stand, zeigte sich's, daß sie ihnen an Größe fast gleich war. Ihre frauenhaft reife Gestalt war von klassischer Schönheit der Formen. Und von klassischer Schönheit war auch ihr Gesicht, dessen Schnitt an die edlen Profilinen der griechischen Bildwerke erinnerte. Eine Königin konnte den Kopf nicht heucheltoller und stolzer tragen, als er auf diesem schlanken, schneeweiß aus der duftigen Epigendekleide hervorstachenden Hals ruhte. Mit dem ersten Blick auf die hohe, vornehme Mädchenerscheinung mußte man den Eindruck gewinnen, eine stark ausgeprägte Persönlichkeit vor sich zu haben.

„Wie ich mein Fräulein nicht kenne, würde nach solcher Erklärung alles weitere Jureden verlorene Liebesmühe sein,“ sagte der Oberst. „Natürlich sehen wir uns nachher hier wieder. Und Du gestattest wohl, daß ich Dich hinausgeleite.“

Aber sie lehnte mit freundlicher Bestimmtheit ab.

„Du weisst, daß ich gewöhnt bin, mich ohne männlichen Ritterdienst zu behelfen. Auf später also, meine Herren!“

Ein leichtes Neigen des Kopfes gegen Bernd, dann verließ sie raschen Schrittes den Saal, in jeder Bewegung ein Bild reiferer Schönheit und selbstbewußten Stolzes.

„Sie konnte nicht ahnen, daß ich Dich einer so angenehmen Gesellschaft berauben würde, Vater,“ sagte Bernd nicht ohne Sarkasmus, als die Thür, die der Kellner dienstfertig vor ihr geöffnet, sich hinter Lydia von Thyrnau geschlossen hatte. „Ich würde Dir sonst ein Zusammenreffen an anderem Orte vorgeschlagen haben. Denn ich glaube, die Begegnung war ihr nicht weniger unerwünscht als mir.“

„Ich selbst bin durch ihr plötzliches Erscheinen überrascht worden, und es war ein Zufall, daß sie in demselben Hotel Wohnung genommen hat. Aber Du brauchst nicht zu fürchten, daß ihre Deine Gesellschaft unangenehm ist. Sie hat vorher ganz unbefangenen und sehr freundlich von Dir gesprochen.“

„Wirklich? That sie das? Sie weiß natürlich schon alles.“

„Wie könnte ich verborgen geblieben sein, wovon seit mehreren Tagen alle Zeitungen voll sind? Uebrigens ist sie mit bewundernswürdigem Taktgefühl darüber hinweggegangen.“

„Nun, es kommt wohl auch nicht viel darauf an, was sie denkt oder thut. Aber wir können unmöglich hier in dem öffentlichen Restaurant miteinander reden, Vater! Wollen wir auf Dein Zimmer gehen oder ziehst

Du es vor, mich in meine Wohnung zu begleiten, wo wir noch ungehörter sein würden?“

„Wir sind es auch hier. Gehen wir also hinaus.“

Als sie das einfache Hotelzimmer betreten hatten, verriegelte der Oberst hinter sich die Thür.

Mit einem Griff drehte er die elektrischen Lampen an und wandte sich dann mit tiefster Miene an seinen Sohn:

„Nun? Ein unerhörter Standal — nicht wahr? Was sagst Du jetzt zu Deinem Schwiegervater, dem Herrn Geheimrath? Und Du gehörst jetzt zu seiner Familie! Ist es nicht, um wahrhaftig zu werden?“

„Lassen wir vorerst den Todten ruhen, lieber Vater. An dem, was geschehen ist, können wir nichts mehr ändern. Und Deine Erregung hat wahrlich schon Unheil genug angerichtet.“

Der Oberst zog die Brauen zusammen.

„Soll das ein Vorwurf sein?“

„Das Unglück wollte, daß Dein Telegramm zuerst meiner Frau in die Hände fiel. Der Ausbruch von Malves Krankheit ist dadurch ohne Zweifel beschleunigt worden.“

Der Freiherr zuckte die Achseln.

„Das hatte ich selbstverständlich nicht beabsichtigt. Aber erfahren hätte Malve es ja doch. Und ich meine, wir sollten uns jetzt nicht mit allzu viel überflüssigem Mitleid aufhalten. Damit kommen wir nicht weiter.“

„Du solltest doch nicht vergessen, Vater, daß es meine Frau ist, von der Du sprichst.“

Das Gesicht des Obersten röthete sich zuckend.

„Deine Frau, in deren Rehen man Dich gelockt hat. Ich will zu ihrer Ehre annehmen, daß sie nichts davon wußte. Aber an der Sache selbst wird dadurch nichts geändert. Was willst Du denn nun eigentlich thun?“

„Was die Umstände gebieten. Ich werde noch heute mein Abschiedsgeld einreichen.“

„Wie soll ich das verstehen? Du bist doch hoffentlich entschlossen, Dich scheiden zu lassen? Die falsche Vorspiegelung, durch die man Dich zu dieser Heirath veranlaßt hat, ist nach der Vertheilung des Justizraths Grund genug, eine Auflösung der Ehe zu rechtfertigen.“

„Wofür hältst Du mich, Vater? Da es nicht Malve war, die mich betrog, gibt es für mich auch keine Veranlassung zu solchem Schritt. Ich habe sie aus Liebe zu meinem Weibe gemacht, und ich wäre der thöreste Mann unter der Sonne, wenn ich sie um ihres Unglücks willen jetzt aufgeben könnte.“

Der Oberst stützte sich mit beiden Händen auf den Tisch, der zwischen ihm und seinem Sohne stand und starrte mit vorgeneigtem Körper dem Sprechenden ins Gesicht.

„Du kannst es also nicht über Dich gewinnen, auf die Mitgift zu verzichten?“

„Ja,“ sagte er halblaut, aber mit zornbebenender Stimme. „Eine Million ist Dir mehr werth als die Ehre unseres alten Namens!“

„Vater! Wenn ein anderer gewagt hätte, mir das zu sagen —! Aber ich habe mir vorgenommen, mich in Ruhe mit Dir auseinanderzusetzen. Darum will ich das häßliche Wort aus ungesprochen ansetzen. Als Antwort aber wird Dir hoffentlich genügen, daß diese Million nach meiner Ueberzeugung nicht mir und nicht Malve gehört. Ich werde nicht einen Pfennig von dem Gelde behalten.“

(Fortsetzung folgt.)

Dem armen Sultan wird von John Bull energisch auf die Hüften getreten. Mit dem „Leben in Saas und Braus“ ist's vorbei und jetzt heißt es nur noch: „Ich möchte doch nicht Sultan sein.“